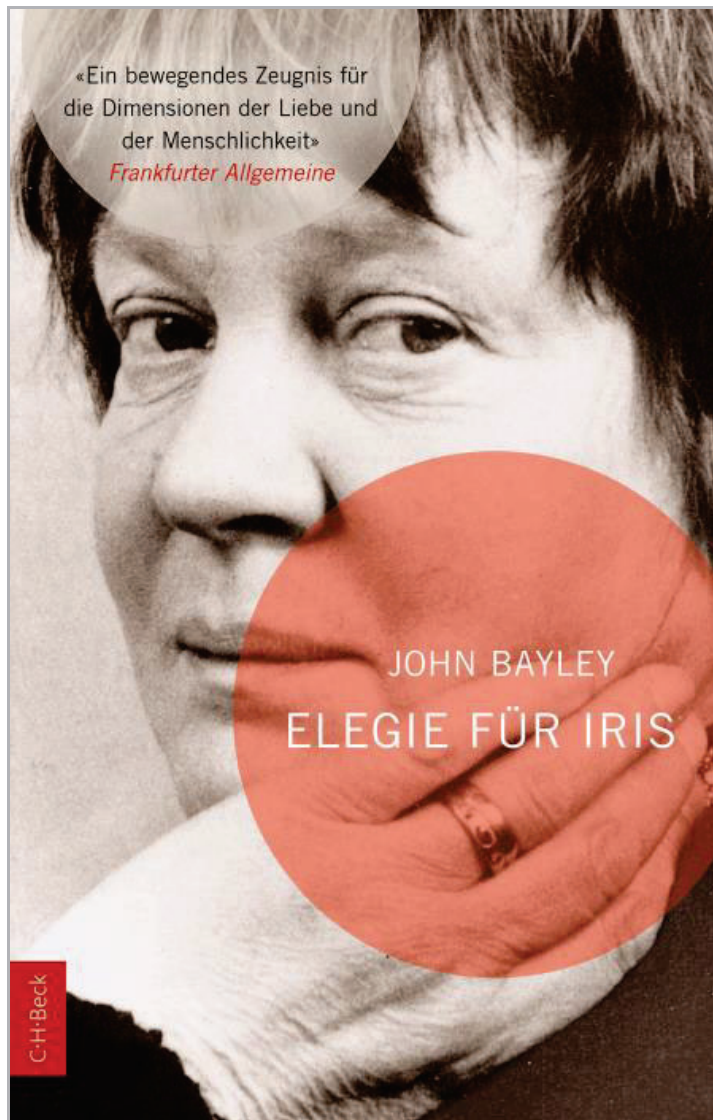


Unverkäufliche Leseprobe



John Bayley **Elegie für Iris**

Die 101 wichtigsten Fragen und Antworten zur Mathematik

2025. 262 S., mit 4 Abbildungen
ISBN 978-3-406-83223-9

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/38106530>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

John Bayley
ELEGIE FÜR IRIS

John Bayley erzählt in diesem anrührenden Buch die Geschichte seiner Ehe mit Iris Murdoch, einer der bekanntesten Schriftstellerinnen ihrer Zeit, die an Alzheimer erkrankt.

Bayley und Murdoch lernen sich 1953 in Oxford kennen. Er ist 28 Jahre alt, ein kluger junger Mann, sie ist 34 Jahre, Philosophie-Dozentin am St. Anne's College und hat soeben ihren ersten Roman geschrieben.

Nach einer leidenschaftlichen Liebesaffäre heiratet das Paar. Ihre Ehe ist von tiefer Zuneigung, Sympathie und gegenseitigem Vertrauen geprägt. Das gemeinsame Leben verändert sich auf tragische Weise, als Iris an Alzheimer erkrankt. Unaufhaltsam gleitet sie in das Dunkel der Krankheit ab, doch die Liebe bleibt das Besondere, das Selbstverständliche – für beide.

«Elegie für Iris» ist ein Dokument der Menschlichkeit, der Bescheidenheit, des Humors und der Liebe – tief beeindruckend und bewegend.

John Bayley (1925–2015) war u. a. Professor für Englisch an der Oxford University, Fellow of St. Catherine's College und Chairman des Booker Prize Committee. Er war ein bedeutender Literaturwissenschaftler und -kritiker, Schriftsteller und Verfasser etlicher literaturwissenschaftlicher Werke und Romane.

Iris Murdoch (1919–1999) war Philosophin, Autorin zahlreicher Romane und ihr wurde für ihr literarisches Werk der Titel «Dame of the British Empire» verliehen. Sie war 45 Jahre mit John Bayley verheiratet und starb im Alter von 79 Jahren.

Barbara Rojahn-Deyk arbeitet seit 1986 als literarische Übersetzerin aus dem Englischen. Für C.H.Beck übersetzte sie u. a. Bücher von Monique Truong, Anthony Doerr, Ben Faccini, Shena Mackay und Paul Broks.

JOHN BAYLEY

ELEGIE FÜR IRIS

**Aus dem Englischen
von Barbara Rojahn-Deyk**

VERLAG C.H.BECK



Für Peter Conradi und James O'Neill



DAMALS

1

Ein heißer Tag. Windstill, schwül. Nach normalen englischen Maßstäben wirklich heiß, unerträglich heiß. Nicht daß England diesbezüglich noch Maßstäbe hätte. Die globale Erwärmung, natürlich. Aber wenn man alt wird, dann erscheint es einem ja immer so, als gäbe es keine Maßstäbe mehr, das ist nichts Neues. Die Hundstage. Und alles ist vor die Hunde gegangen.

Trübe Gedanken für einen Vergnügungstrip oder das, was früher einmal einer war. Schon seit vielen Jahren gönnen wir uns an wirklich heißen Tagen im Sommer einen besonderen Genuß. Wir fahren von Oxford aus mit dem Auto ein oder zwei Meilen die Umgehungsstraße entlang und biegen unvermittelt auf den Seitenstreifen ab – ein ziemlich kitzliges Unterfangen bei schnell fließendem Verkehr. Gelegentlich werden wir von Fahrern, die plötzlich scharf bremsen mußten, angehupt oder -geschrien, aber wir sind schon auf dem hubbeligen Grasstreifen zum Stehen gekommen, haben den Wagen abgeschlossen und sind durch ein Loch in der Hecke gekrochen.

Ich kann mich noch gut an das erste Mal erinnern. Fast fünfundvierzig Jahre ist das her. Damals waren wir mit unseren Fahrrädern unterwegs, und auf der noch nicht ausgebauten Straße herrschte wenig Verkehr. Außerdem wußten wir auch nicht so ganz genau, wo der Fluß war, dachten nur, daß er dort irgendwo sein müßte. Mit dem Elan relativer Jugendlichkeit kämpften wir uns durch hohes Gras und Ried, bis wir fast hineinfielen. Im Schutz der Schilfhalme rissen wir uns die Kleider vom Leib und ließen uns wie Wasserratten in den Fluß gleiten. Ein Eisvogel schoß an unseren Nasen vorbei, als wir ganz still

in dem dunklen, träge strömenden Wasser lagen. Kurz nachdem wir aus dem Fluß gekrochen waren und uns gerade mit Iris' Halbunterrock abtrockneten, kam ein großer Vergnügungsdampfer dicht am Ufer vorbeige-tuckert. Der Steuermann mit seiner weißen Mütze blickte angestrengt nach vorne. Der Wassergeruch, der von den Wurzeln des hohen Schilfs aufstieg, vermischte sich mit dem Duft von Tabakrauch.

Den Halbunterrock besitze ich immer noch; gerade neulich habe ich ihn wiederentdeckt. Er lag zusammengeknüllt hinten in einer Schublade, ganz steif von den pulvrigen Spuren getrockneten Schlamms. Er ist vor Alter gelblich geworden, und seinen Saum ziert ein zerknittertes, ehemals blaues Band. Kann eine Frau unserer Tage, die mich geheiratet hat, tatsächlich ein solches Kleidungsstück getragen haben? Es sieht aus wie etwas, das noch aus der Garderobe Marie Antoinettes stammt. Ich habe Iris den Unterrock damals nicht zurückgegeben, und ich glaube, sie hat ihn einfach vergessen.

Wir hatten an jenem Tag den Kopf sowieso mit anderen Dingen voll. Wir waren zum Mittagessen eingeladen und mußten die Verabredung unbedingt einhalten. Wir radelten zurück nach Oxford und die Woodstock Road hinunter, und danach war uns genauso heiß wie vorher, als wir durch das dichte, grüne Gestrüpp gekrochen waren und den Fluß entdeckt hatten. Schweißtriefend und bemüht, irgendwie unsere Haare und Kleidung zu richten, klingelten wir an einer Wohnungstür in Belsyre Court. Während wir warteten, sahen wir uns mit ausdruckslosen Gesichtern an und brachen dann gleichzeitig in lautloses Kichern aus.

Unser Gastgeber, der sich um das Mittagessen küm-merte, brauchte ziemlich lange, um uns zu öffnen. Er war ein brillanter junger Arzt mit grünen Augen namens Maurice Charlton. In noch jüngeren Jahren hatte er am Hertford College Klassische Philologie unterrichtet und galt als einer der besten Lehrer der ganzen Universität.

Er war so gut, daß er seinen Posten nach drei Jahren aufgab und sich der Medizin zuwandte. Jetzt hatte er eine Forschungsstelle am Radcliffe Hospital inne. Angeblich war er in Iris ziemlich verliebt. Deswegen hatte er sie auch zum Essen eingeladen. Sie hatte ihm gesagt, daß sie den Vormittag mit mir verbringen würde (wir hätten vor, mit dem Fahrrad nach Cassington zu fahren, um die Kirche dort zu besichtigen), und gefragt, ob sie mich mitbringen könne.

Er ertrug es mannhaft und hatte ein köstliches Mittagessen zubereitet. Die Wohnung gehörte nicht ihm, sondern einem reichen, älteren Don in Balliol, zu dem er möglicherweise ein zweideutiges Verhältnis unterhielt oder vielleicht auch nicht. Er schien die Wohnung jederzeit benutzen zu können, denn sein Freund wohnte meistens im College, wenn er sich nicht gerade in Italien oder Griechenland aufhielt.

Das Leben an der Universität schien vor etwa fünfzig Jahren zwar eingengter und förmlicher zu sein, gleichzeitig aber auch gemütlicher und entspannter. Für uns damals lag darin kein Widerspruch. Wir befolgten die öffentlichen Regeln, fast ohne uns ihrer bewußt zu sein, und führten gleichzeitig unser privates Leben. Wir arbeiteten sehr hart – oder wenigstens Iris tat es. Ich selbst war von Natur aus eher träge.

Maurice Charlton arbeitete wahrscheinlich noch viel härter als wir, oder besser gesagt, als wir beide zusammen. Aber er war völlig entspannt, seine grünen Augen blitzten, und kaum daß er uns sah, legte er auf ganz reizende Weise eine Art stillschweigendes Einverständnis, eine Art Komplizenschaft an den Tag – er hatte etwas getan, wir hatten etwas getan. Dieses Gefühl der Intimität, so als könnten wir drei jeden Augenblick zu unartigen Kindern werden, wurde noch verstärkt durch die düstere Würde der Wohnung mit ihren seltenen Büchern, ihrem gediegenen Mobiliar, ihren Gläsern. Ich kann mich noch genau an die Weingläser mit den langen, grünen Stielen

erinnern, aus denen wir eine Menge sehr kühlen Rheinwein tranken. Ich glaube, es war der Weißwein, den man damals für gewöhnlich trank.

Heute bewundere ich Charlton für seine Haltung. Es müßte ihm aufgegangen sein, daß Iris und ich nicht gerade eine Kirche zusammen besichtigt hatten, aber er nahm es gelassen und ermunterte uns auch irgendwie, ihn mit einzubeziehen. Wir erzählten ihm, daß wir die Kirche in Cassington nie erreicht hätten, es sei viel zu heiß gewesen. Wir seien ganz erschöpft zurückgeradelt und fänden es wunderbar, im Kühlen zu sitzen und Wein zu trinken. Etwas in der Art sagten wir beide und vermieden es, uns dabei anzusehen. Iris sprang auf und ging zu Maurice hin, um ihn zu küssen, und dieser spontane Akt war genau das Richtige und brachte uns alle drei zum Lachen, wobei wir zwei Männer sowohl mit als auch über Iris lachten, als sie sich entzückt in der dunklen und auf, wie mir schien, recht märchenhafte Weise prächtigen Wohnung umsah, als sei sie Alice im Wunderland an der Schwelle zu neuen Abenteuern.

Während wir so saßen, lachten und aßen (ich erinnere mich noch an Hummer und eine köstliche Knoblauchmayonnaise, die unser Gastgeber gemacht hatte), war ich mir die ganze Zeit meiner nassen Hosentasche bewußt, in der sich – zusammengerollt – Iris' Unterrock befand. Ich hoffte nur, daß der Eßzimmerstuhl nicht naß werden würde, der mit Damast oder dergleichen bezogen war. Im Verlauf des ausgelassenen Essens schienen wir immer mehr einer Familie zu gleichen. Vom Wein auf hinreißende Weise benebelt, nahm ich Iris als liebe Schwester wahr, die ihren beiden Brüdern zugetan war und beiden gleich nahestand. Maurice benahm sich wie ein Bruder, aber wie er da so gütig lächelnd am Kopfende des Tisches saß, hatte er auch etwas von einem Patriarchen.

Maurice Charlton starb sehr früh, an Krebs, glaube ich, vor mehr als zwanzig Jahren. Mir ist, als hätte er nie geheiratet, aber da kann ich mich irren. Zweifellos hat er

damals Iris mit seinen grünen Augen angesehen, als ob er sie sehr mochte. Es ist möglich, daß er Hintergedanken gehabt hatte, als er sich die Wohnung auslieh und das Essen zubereitete, und daß meine Anwesenheit seine Pläne für den Nachmittag zunichte machte. In dem Fall bewundere ich sein Benehmen aus der zeitlichen Entfernung um so mehr. Er meisterte die Situation, die für ihn durchaus enttäuschend gewesen sein mochte, mit Bravour.

Ich erwähne jenes Mittagessen mit Maurice Charlton und jenen verzauberten Sonntagvormittag, an dem Iris und ich zum ersten Mal miteinander schwimmen gingen, nicht, weil die Ereignisse von besonderer Bedeutung gewesen wären, sondern weil ich mich noch so lebhaft an sie erinnere. Obwohl ich mit Charlton ein paarmal zusammengetroffen bin und ihn bewundert habe, bin ich, soweit ich weiß, nie wieder bei einem privaten Anlaß mit ihm zusammengekommen. Er blieb und arbeitete weiterhin in Oxford, aber wir verloren den Kontakt, weshalb ich auch nicht weiß, wie sein Leben später verlief, nur daß er ein berühmter Mann war, als er starb. Es war typisch für meine damaligen Beziehungen zu Iris, daß ich kaum eine Ahnung hatte, was es sonst noch für Menschen in ihrem Leben gab und was sie ihr bedeuteten. Das war wahrscheinlich auf den Egoismus zurückzuführen, der mit dem Überschwang der ersten Liebe einhergeht. Denn ich hatte mich tatsächlich zum ersten Mal verliebt, obwohl ich nicht mehr ganz so jung war. Iris war vierunddreißig, Maurice Charlton ungefähr genauso alt. Ich war achtundzwanzig. Der Altersunterschied, der in der Schule von großer und in späteren Jahren von geringer Bedeutung ist, bestimmte die Atmosphäre bei diesem Essen nur zum Teil, denn da waren wir wie eine Familie, und in einer Familie findet man Altersunterschiede selbstverständlich.

Aber, wie ich schon sagte, ich hatte zu dem Zeitpunkt kaum eine Ahnung, was es sonst noch für Menschen in

Iris' Leben gab und was sie ihr bedeuteten. Was Iris betraf, so hielt sie damit nicht absichtlich hinter dem Berg, glaube ich, sondern ganz instinktiv, denn in allen möglichen Bereichen menschlicher Beziehungen galt Verschwiegenheit. Heutzutage streben wir eine «offene» Gesellschaft an, oder behaupten es wenigstens, und zwar als Steigerung unserer Klassenlosigkeit und Demokratie. Ich glaube nicht, daß wir in den Fünfzigern bewußt undemokratisch waren, aber wir hielten Privatleben für eine Selbstverständlichkeit. Das galt besonders für Oxford, wo es noch immer sehr traditionell zugeht, wo man mit einer großen Zahl von Leuten auf freundschaftlichem Fuß stehen konnte, sie fast täglich im College, beim Essen im Speisesaal oder in Vorlesungsräumen und Laboratorien traf, ohne die geringste Ahnung zu haben, wie sie in häuslicher oder gesellschaftlicher oder sexueller Beziehung gestellt waren. Man war vielleicht manchmal neugierig, denn das Unbekannte hat immer seinen Reiz, aber im allgemeinen blieb die Privatsphäre anderer eine von allen akzeptierte, wohltuende Terra incognita.

So paradox es klingt, aber meine Gefühle für Iris weckten nicht etwa mein Interesse für ihr Privatleben, sondern machten mich, zumindest am Anfang, eher noch gleichgültiger. Iris war für mich ein wunderbares, für sich allein existierendes Wesen, das ich ungefähr sechs Monate zuvor zum ersten Mal gesehen hatte. Sie kam langsam und ziemlich mühsam an einem Fenster des St. Antony College vorübergeradelt, wo ich wohnte. Ich versuchte gerade zu arbeiten und sah müßig hinaus auf das wechselnde Bild in der Woodstock Road, die jetzt unerträglich verkehrsreich ist, aber damals eine vergleichsweise ruhige Durchgangsstraße war, und da erblickte ich die Frau auf dem Fahrrad (sie kam mir sofort eher wie eine Frau als wie ein Mädchen vor) und fragte mich, wer sie war und ob ich sie je kennenlernen würde. Vielleicht verliebte ich mich. Ganz gewiß war es die Einfalt der Liebe, daß ich mich kurz der Phantasievorstellung überließ,

sie sei ein völlig unbeschriebenes Blatt, sie fahre einfach mit dem Fahrrad umher und warte auf mein Erscheinen. Sie war keine Frau mit einer Vergangenheit oder einer unbekanntem Gegenwart.

Für mich war sie eine Frau ohne Vergangenheit und ohne Gegenwart.

Sie sah sowohl abwesend als auch verstimmt aus. Vielleicht wegen des Wetters, denn es war feucht und es nieselte. Vielleicht weil ihr Fahrrad alt und klapprig und schwergängig war. Vielleicht weil sie mich noch nicht kennengelernt hatte? Sie hielt den Kopf gesenkt, als führe sie nachdenklich einem Ziel entgegen, ob nun einem emotionalen oder einem intellektuellen. Ich weiß noch, wie eine Freundin launig und vielleicht ein wenig boshaft sagte, nachdem sie Iris kennengelernt hatte: «Sie ist wie ein kleiner Stier.»

In gewisser Weise stimmt das, obwohl ich sie nie so gesehen habe, denn natürlich habe ich sie nie objektiv gesehen. Aber falls jeder von uns einem bestimmten Tier – als Emblem unserer Persönlichkeit – ähnelt, dann kann ich mir vorstellen, daß Iris in der Tat ein kleiner Stier sein könnte. Nicht unfreundlich, aber ebenso resolut wie unberechenbar, wenn er mit gesenktem Kopf auf einen zukommt und einen von unten herauf anblickt.

In ihrem ersten veröffentlichten Roman *Unter dem Netz* (*Under the Net*) heißt es von der Heldin, daß sie keinen ihrer Freunde wissen läßt, wie eng sie den übrigen verbunden ist. Die meisten kennen einander gar nicht. So war es auch bei Iris. Natürlich machte die Heldin des Romans Unterschiede, Iris jedoch nicht. Wenn Fans ihr schrieben, pflegte sie ihnen immer zu antworten. Sorgfältige, lange, intelligente Briefe, die an eine Person und nicht bloß an einen Fan gerichtet waren. Es handelte sich um echte Briefe, obgleich sie die Person, der sie schrieb, nie kennengelernt hatte und vermutlich auch nie kennenlernen würde. Jetzt muß ich versuchen, ihren Fans zu antworten, und es ist kein Wunder, daß ich es so nicht

kann, obwohl ich bei der Lektüre ihrer Briefe und angesichts ihrer Haltung der heiß verehrten Autorin gegenüber langsam verstehe, warum einer von ihnen, nachdem Iris ihm geantwortet hatte, sofort zurückschrieb, er habe das Gefühl, sie seien «Freunde fürs Leben» geworden.

Wie so vieles, was mit unseren Gefühlen zu tun hat, hat der Egoismus der Liebe etwas Absurdes, etwas Rührendes allerdings auch. Es war ganz gewiß absurd, daß ich es damals für selbstverständlich hielt, daß Iris ein rein geistiges Wesen war, sozusagen. Daß sie sich einzig der Philosophie und ihrer Arbeit widmete, in ihrem kleinen Zimmer im College ein nonnenhaftes Leben führte und nichts von der Verstellung und all den Fragen und Plänen und Intrigen wußte, die ich für meine Person selbstverständlich fand. Sie war ein höheres Wesen, und ich wußte, daß höhere Wesen einfach nicht so dachten und fühlten wie ich.

Außerdem war an der Art, wie ich sie dann tatsächlich kennenlernte, nachdem ich sie an meinem Fenster hatte vorbeiradeln sehen, etwas beinahe Übernatürliches. Am folgenden Tag traf ich auf der Straße vor der Examination School, wo Vorlesungen gehalten wurden, Miss Griffiths, eine winzige Frau, die gerade ihren sich im Wind blähenden, schwarzen Talar auszuziehen versuchte, um aufs Fahrrad zu steigen und nach Hause zum St. Anne's College zu fahren. Sie hatte eine Vorlesung über *Beowulf* gehalten. Miss Griffiths hatte eine Schwäche für mich, und zwar seit meiner mündlichen Prüfung, bei der sie mir zu meiner schriftlichen Arbeit über Chaucers *Knight's Tale* gratuliert hatte, obwohl sie mich dann ertappte, als es um eine nicht so wichtige Frage der altenglischen Syntax ging. Nachdem ich mein Examen bestanden hatte, verfolgte sie meine Karriere, wenn man es denn so nennen kann, mit wohlwollendem Interesse, und als ich jetzt vorüberging, hielt sie mich am Arm fest und erkundigte sich, wie es laufe. Nun war es so, daß so gut wie gar nichts lief, denn ich hatte keine ordentliche An-

stellung und wohnte nur geduldeterweise im neu gegründeten St. Antony's College, wo ich bei ein paar überschwenglichen Franzosen und Amerikanern, die dort Naturwissenschaften oder Politikwissenschaft studieren wollten, als Tutor und Berater fungieren sollte.

St. Antony's war zu jener Zeit ein Studienobjekt für sich, aber für mich war es im Rückblick vor allem deswegen interessant, weil es so dicht beim St. Anne's College lag, eine Einrichtung, die damals noch einzig und allein für weibliche Studierende bestimmt war, während inzwischen – wie in die meisten anderen Colleges – die Koedukation auch dort Einzug gehalten hat. Aus Ehrerbietung für das ältere und ranghöhere Mitglied des Englischen Seminars ging ich an jenem Morgen ein Stückchen neben Miss Griffiths her, die noch keine Neigung zeigte, auf ihr Fahrrad zu steigen und davonzufahren. Ich glaube, sie hatte Lust, ein wenig in Erinnerungen an das Examen und die mündliche Prüfung zu schwelgen (wie die meisten Universitätslehrer war sie, was ihre Fähigkeiten als Prüfer anbetraf, eitel) und sich mit dem Vergnügen des Großzügigen daran zu erinnern, wie sie die guten Aspekte meines Chaucer-Aufsatzes erkannt hatte, mir aber mit dem Vergnügen des Überlegenen in Erinnerung zu rufen, welche Fehler mir in der altenglischen Grammatik unterlaufen waren. Nachdem sie all das getan hatte, fragte sie mich plötzlich, ob ich Lust hätte, am Abend auf einen Drink zu ihr ins College zu kommen. Ich nahm mit Freuden an.

Obwohl ich von St. Antony's aus bloß über die Straße hätte zu gehen brauchen, hatte ich St. Anne's noch nie betreten, das ich für rein weibliches Territorium hielt, für Männer und männliche Studierende praktisch verboten. So ganz unrecht hatte ich damit auch nicht. Heute mag es zwar unwahrscheinlich klingen, aber es gab damals ziemlich strenge Vorschriften, die das Verhalten von Männern regelten, welche tollkühn genug waren und sich trauten, diese weiblichen Hochburgen zu besuchen.

Sie durften den öffentlichen Teil des College nicht verlassen, und den Mädchen war es untersagt, sie in ihren Zimmern zu empfangen. Aber mich interessierte das sowieso alles nicht. Studenten wie ich, die man gegen Ende des Krieges noch eingezogen hatte, waren älter als die neue Generation der Studenten, die wir auf Grund des nach dem Krieg herrschenden Mangels an Lehrpersonal sogar manchmal unterrichten mußten. Oxford kam mir damals wie eine Schule vor, und ich nahm von seinen jüngeren Bürgern – mit Ausnahme der wenigen, die ich unterrichtete – keine Notiz. Der Ort, wo ich Zuflucht und Entspannung suchte, war das Kino, und damals waren Kinos noch Kinos. Nachmittags ähnelten sie Kirchen voller Tabakrauch, in denen Pärchen und reglose, einsame Kino-Enthusiasten saßen. Von Zeit zu Zeit leuchtete die Glut einer Zigarette auf und erhellte die Dunkelheit.

Der Gedanke, bei der ulkigen, verhutzelten kleinen Miss Griffiths – ich nehme an, daß sie nur wenig über vierzig war, aber wenn ich überhaupt an ihr Alter dachte, dann kam es mir methusalemisch vor – etwas zu trinken zu bekommen, war entschieden erfreulich. Drinks waren Drinks in jenen Tagen, so wie Kinos Kinos waren, und ich hatte gehört, daß Miss Griffiths – Elaine, wie ich sie später nennen durfte – einen ordentlichen Gin bevorzugte. Außerdem konnte es nur gut sein, mit einer dienstälteren Lehrkraft des Englischen Seminars, dem eines Tages anzugehören mein erstrebtes Ziel war, gesellschaftlichen Umgang zu pflegen.

Alle diese vernünftigen Überlegungen verflogen, als ich mich an jenem Abend um sechs Uhr bei Miss Griffiths einfand. Sie beendete gerade eine Tutorenstunde, und als ich an die Tür klopfte, kam ein junges Mädchen im Talar einer Studentin heraus und schlug beim Anblick eines dort stehenden Mannes sitzsaam die Augen nieder. Ich schaute sie kaum an, denn durch die offene Tür hatte ich die Radfahrerin – die Frau? das Mädchen? die Dame? –

erblickt, die mit einem gutgefüllten Glas in der Hand dastand und mit jemandem redete, den ich nicht sehen konnte.

Sie sah anders aus als die Frau auf dem Fahrrad, und das war nur natürlich. Dies war ein geselliges Beisammensein, und sie trug keinen alten Regenmantel. Ihr kurzes, dunkelblondes Haar, das ihr als unordentlicher Pony in die Stirn fiel, war zerzaust und sah ebenso gesund wie fettig aus, so wie heute noch. In späteren Jahren sollte ich es ihr dann gelegentlich schneiden und waschen, aber in jener weit zurückliegenden Zeit hatte sie keine Lust, sich damit abzugeben. Überhaupt habe ich das Gefühl, daß die Frauen damals – auf jeden Fall die Akademikerinnen – sehr viel weniger Wert auf ihr Äußeres legten als die Frauen heute, wo Mädchen zwar wie Vogelscheuchen aussehen können, dies aber nur, weil sie den festen Vorsatz dazu gefaßt haben. Schlampigkeit kam gleich nach Ernsthaftigkeit, zumindest in Universitätskreisen. Es war jedoch selten, daß Frauen in jenen Kreisen Hosen trugen. Iris hatte einen abgetragenen, schmuddeligen Tweedrock an, der ein gutes Stück zu lang war und wenig elegant aussah. Ich stellte fest, daß sie kurze, kräftige Beine hatte, die in braunen Baumwollstrümpfen steckten. Nylons waren in den frühen fünfziger Jahren noch ungewöhnlich.

Diese Frau sah jedenfalls ernsthaft aus, und es dämmerte mir, daß meine Frau auf dem Fahrrad – und das war sie ganz eindeutig – irgend etwas mit der Universität zu tun haben mußte. Sofort erfaßte mich ein Gefühl der Niedergeschlagenheit. So, wie ich mir bei ihrem ersten Anblick vorgestellt hatte, daß sie weder eine Vergangenheit mit anderen noch eine Zukunft ohne mich haben könnte, so wollte ich jetzt nicht glauben, daß sie etwas so Banales wie eine Dozentin sein könnte. Es ordnete sie ein, und das mißfiel mir, selbst wenn es durch mich selbst geschah. Gleichzeitig fand ich ihre allgemeine Erscheinung ermutigend, vor allem ihren völligen Mangel an

allem, was für mich in jenen Tagen Sex-Appeal ausmachte. Das wäre für diese Frau viel zu konventionell gewesen. Sie war keine hübsche junge Frau im landläufigen Sinn, was die Tatsache, daß ich in sie verliebt war, sehr viel aufregender machte. Außerdem war es mir aus einem anderen und, wie mir augenblicklich klar wurde, ziemlich niedrigen Grund nur allzu recht: Da ihr alle offensichtlichen weiblichen Reize fehlten, war es unwahrscheinlich, daß sie anderen Männern gefiel.

Warum ich anfänglich so überzeugt davon war, daß Iris keinerlei sexuelle Anziehungskraft besaß, bleibt ein absolutes Rätsel. Andere Leute – beiderlei Geschlechts – dachten keineswegs so. Meine naive und heute unerklärliche Annahme, daß sie nur mir und sonst niemandem gefallen könne, hinderte mich daran zu bemerken, wie furchtbar, ja wie fast teuflisch attraktiv alle anderen sie fanden. Sie verstanden einfach mehr von diesen Dingen, nehme ich an.

«Ah, da sind Sie ja, John. Ich darf Sie doch John nennen, nicht wahr?» Miss Griffiths stieß das für sie typische kleine Kichern aus. «Ich möchte Sie Miss Ady und Miss Murdoch vorstellen. Iris, das hier ist einer unserer vielversprechenderen jungen Leute in der Englischen Abteilung. Hatte sehr gute Ergebnisse in der Abschlußprüfung. In der altenglischen Grammatik habe ich ihn allerdings erwischt. Nicht seine allerstärkste Seite, fürchte ich. Aber er hat einen großartigen Essay über *The Knight's Tale* geschrieben.»

Dieser verdammte Chaucer. Sollte ich das jetzt ewig zu hören kriegen? Iris Murdoch sah mich freundlich an, sagte: «Hallo» und unterhielt sich weiter mit Miss Ady. Miss Griffiths reichte mir ein Glas, aus dem ich voller Verzweiflung sofort einen ordentlichen Schluck nahm. Ich hustete und spürte, wie ich puterrot wurde. Es war starker Gin und trockener Wermut, die englische Entsprechung eines amerikanischen Martinis – damals natürlich ohne Eis. Obwohl ich mich in meiner Soldatenzeit

an starken Alkohol gewöhnt hatte, hatte ich ihn während meiner Studentenzeit kaum angerührt. Ich mochte ihn nicht mehr so besonders, und außerdem war er zu teuer. Iris und ihre Freunde tranken eine Menge, und für mich war es der erste Drink von vielen.

Es ärgerte mich, daß mich Miss Griffiths als einen der «jungen Leute» in der Englischen Abteilung bezeichnet hatte. So jung war ich nun auch wieder nicht. Waren denn diese Frauen so viel älter? Denn jetzt sah ich, und zwar trotz des peinlichen Zustands, in dem ich mich befand, mit einer gewissen Befriedigung, daß ich der einzige Mann im Raum war. Es waren vier oder fünf Frauen anwesend, und auf Grund meiner Verlegenheit und meines Hustenanfalls sahen mich jetzt alle freundlich an. Sie fanden es offensichtlich ganz normal, daß ich als junges Küken keinen Schimmer hatte und daß es sich für sie als kultivierte Frauen der universitären Welt geziemte, nett zu mir zu sein.

Aber unterhalten wollten sich alle offensichtlich nur mit Iris. Ich blieb mit Miss Griffiths allein, die ebenfalls mit sehnsüchtigem Ausdruck zu Iris hinübersah, was mich sogar in diesem peinlichen Augenblick überraschte.

Ich hatte natürlich nicht die geringste Ahnung, daß St. Anne's damals eine emotionale Brutstätte war. Die Dozentinnen waren eigentlich keine eingefleischten Lesbierinnen, viele waren verheiratet oder verheiratet gewesen und hatten nicht nur ein akademisches, sondern auch ein häusliches Leben. Es waren nette, kluge, gelehrte Frauen, die hart arbeiteten und sehr gewissenhaft waren, aber unter der Oberfläche brodelten die Gefühle. Später gewann ich den Eindruck, daß sie sich gegenseitig ansteckten, so daß sich diese heftigen Gefühle ausbreiteten wie ein Bazillus oder eine Mode. Einige Zeit danach hörte ich, wie die Romanschriftstellerin Elizabeth Bowen, die mit Iris eng befreundet war, eine Bekannte als eine «altmodische Lesbierin der besten Art» bezeichnete. Elizabeth Bowens unnachahmliches Stottern beim L

ließ die Bemerkung sowohl vornehm als auch komisch klingen. Die Frauen in St. Anne's waren nicht ausgesprochen vornehm, aber was ihren Charakter anging, so waren ihre Gesinnung und ihr Verhalten absolut einwandfrei. Was sie auch füreinander empfinden mochten, ihren Studentinnen gegenüber behielten sie es für sich. Auch ließen sie diese grundsätzlich zufrieden. Darauf hat mir Iris – viel später – ihr Wort gegeben. Der geringste Hinweis, daß eine von ihnen entweder bei einer ihrer Schutzbefohlenen einen Annäherungsversuch gemacht oder die Schwärmerei einer Studentin ermutigt hätte, wäre auf generelle Mißbilligung gestoßen.

Jedenfalls waren meine Vorstellungen von Sex damals recht simpel, und ich nahm an, jeder müsse entweder das eine oder das andere sein. Als mir nach der Party dann langsam aufging, daß alle dort Anwesenden offensichtlich in Iris verliebt waren, erfüllte mich ein Gefühl der Verzweiflung. Wenn alle so für sie empfanden, mußte sie dann nicht notwendigerweise auch für die anderen so empfinden? Oder doch wenigstens für eine oder zwei von ihnen? Iris war, wie ich später begriff, viel zu liebenswürdig, um die Zuneigung eines anderen, selbst wenn es sehnsüchtige Zuneigung war, zurückzuweisen, aber wenn eine Frau ihrer Zuneigung einen zu physischen Ausdruck verlieh, verwies sie sie in ihre Grenzen.

Miss Griffiths bemächtigte sich ihrer Kollegin vom Englischen Seminar, einer Dame mit einem klingenden polnischen Namen, stellte mich ihr vor und machte sich dankbar davon, um sich zu der kleinen Gruppe um Iris zu gesellen. Ich sah, wie die elegante Miss Ady – dunkelhaarig und mit wunderschönen Augen – Iris spielerisch aufs Handgelenk klopfte, während sie irgend etwas hervorhob, vielleicht etwas, was mit ihrem Unterricht zu tun hatte, denn Miss Ady lehrte, wie ich hinterher entdeckte, Politikwissenschaft und Volkswirtschaftslehre, während Iris für die Philosophie zuständig war. Die polnisch klingende Dame, die eine schwarze Jacke mit leuchtend

rotem Futter trug und mir genauso elegant erschien, gab den bei der Party herrschenden Ton heiterer Frivolität auf und fragte mich mit eindringlichem Ernst und, wie ich meinte, einem fremdländischen Akzent nach meiner «Forschung». Meine Antwort fiel nicht sehr überzeugend aus, weder in meinen Augen noch, wie es schien, in den ihren. Ihr Blick war verzeihend, aber auch ein wenig vorwurfsvoll, schien mir.

Statt mich mit dem Menschen zu unterhalten, in den ich mich verliebt hatte, oder wenigstens richtig mit ihm bekannt gemacht zu werden, schien es mir einzig und allein bestimmt zu sein, bei dieser mir vom Himmel geschickten Einladung auf eine weitere Lehrkraft meiner Abteilung den Eindruck ausgesprochener Mittelmäßigkeit zu machen. Später fand ich heraus, daß Miss Griffiths Kollegin, sowohl bei ihren Studenten wie bei ihren Kollegen für ihr strenges Gebaren bekannt, eine ebenso gütige wie aufopfernde Lehrerin war. Während des Krieges hatte sie einen polnischen Offizier geheiratet, kam selbst aber aus Yorkshire und trug irgendeinen handfesten Namen wie Sidebotham. Sie zog es jedoch vor, den romantischeren Namen ihres Mannes beizubehalten, von dem sie inzwischen getrennt lebte.

Es gelang mir auf dieser Party nicht ein einziges Mal, mit Iris zu sprechen, obwohl ich mich im späteren Verlauf des Abends, und nachdem zwei oder drei weitere Männer eingetroffen waren, in Iris' Nähe herumtrieb und mit allen anderen Anwesenden einige Worte wechselte. Nach ein paar weiteren trockenen Martinis hatte ich das Gefühl, durchaus einen guten Eindruck machen zu können, aber die Gelegenheit ergab sich nicht, und Iris entschuldigte sich und ging, lange bevor sich die Party unter großer Heiterkeit auflöste.

Der Glücksgott schien jedoch ausgesprochen nachsichtig zu sein. Angesichts meiner Unfähigkeit, aus dem unerwarteten Zusammentreffen, das er arrangiert hatte, Kapital zu schlagen, machte er sich geduldig ein zweites

Mal ans Werk. Als ich drei Wochen später von einem Ehepaar, das einen Freund von mir kannte, den ich seit Jahren nicht mehr gesehen hatte, zum Abendessen eingeladen wurde, entdeckte ich, daß Iris der einzige andere Gast war. Aber schon bald hatte ich das Gefühl, daß ich wieder keinen Erfolg haben würde. Obwohl Iris freundlich und nicht im geringsten schüchtern war, gab sie einem bei der Unterhaltung nicht die geringste Hilfestellung. Ich sprach Themen an, warf, wie ich hoffte, interessante Fragen auf, aber sie lächelte nur freundlich und reagierte nicht. Wie so viele Philosophen in Oxford hatte auch sie die Angewohnheit, das Gesagte in tiefem Schweigen zu überdenken, so daß oft eine fast sibyllinische Stille eintrat. Sie drehte mein armes, kleines Argument hin und her, als wollte sie fragen: Was genau bedeutet das? Und wenn sie zu dem Schluß kam, daß es sehr wenig bedeutete, war sie zu höflich, um es auszusprechen. Jedenfalls wollte es absolut zu keinem begeisterten Gedankenaustausch kommen. Es tröstete mich zu sehen, daß es unserem Gastgeber, einem lebhaften Dozenten der Rechtswissenschaft, der eindeutig hoffte, Iris über die Moden und Themen in der zeitgenössischen Philosophie aushorchen zu können, nicht besser erging. Gleichzeitig ärgerte mich, daß er sie offenbar so gut kannte, daß er sich oft auf Scherze oder Gedanken berufen konnte, die ihnen beiden vertraut waren, oder auf vergnügte Zeiten, die sie mit ihm und seiner Familie verbracht hatte. Meine einsame Radfahlerin hätte mit diesen Leuten nicht so bereitwillig ihre Ferien verbringen dürfen, fand ich, von Eifersucht erfaßt (und eifersüchtig sollte ich in den kommenden Monaten noch oft werden). Ich begriff allmählich, daß Iris vieles getan hatte – während der vielen Jahre, in denen ich sie nicht gekannt hatte, notwendigerweise getan hatte –, was ich nicht gutheißen konnte, was nicht zu dem Bild paßte, das meine Phantasie so voreilig von ihr entworfen hatte.

Ganz plötzlich und noch recht früh am Abend sagte Iris, sie müsse jetzt aufbrechen. Unsere Gastgeber sahen enttäuscht aus. Zum ersten Mal gelang es mir, die Gelegenheit beim Schopf zu packen, und ich sagte bedauernd, daß auch ich gehen müsse. Das nahmen unsere Gastgeber schon gleichmütiger hin, denn es war ihnen um Iris gegangen, auf deren Bleiben sie fast schon gierig versessen gewesen waren. Das überraschte mich, denn als Gast hatte diese sich, wie mir schien, recht wenig, ja eigentlich gar keine Mühe gegeben, auch wenn sie, offenbar ganz ohne es zu wollen, Güte und Freundlichkeit ausgestrahlt hatte. Aber weder die Schmeicheleien unseres Gastgebers noch seine Versuche, Iris für seine Ideen zu interessieren und sie dazu zu bringen, ihre eigenen darzulegen, hatten sie aus ihrer Reserve locken können. Diese Beobachtung verschaffte mir einige Befriedigung.

Nachdem wir uns verabschiedet hatten und die Haustür hinter uns zugemacht worden war, schlossen wir unsere Räder auf und fuhren zusammen in die feuchte, milde Nacht Oxfordshires hinaus. Meine Beleuchtung war in Ordnung, aber ihre Lampe wurde schwach, flackerte und stand im Begriff auszugehen. Höflich bat ich sie, auf der Innenseite zu fahren und sich so dicht wie möglich bei mir und meinem Licht zu halten. Schweigend fuhren wir weiter, und ich glaubte, sie wolle nur das Schweigen brechen, als sie mich auf ihre freundliche Art fragte, ob ich jemals daran gedacht hätte, einen Roman zu schreiben. Die Frage kam völlig unerwartet, aber ausnahmsweise hatte ich diesmal eine Antwort parat. Ja, das hätte ich. Ich sei sogar gerade dabei, einen zu schreiben oder zu versuchen, einen zu schreiben.

Das stimmte nicht ganz. Aber es stimmte beinahe, und ich beschloß augenblicklich, während wir so dahinfahren, es noch am gleichen Abend wahr werden zu lassen. Die Frau meines Professors, eine reizende, schüchterne Frau, deren Vater ein bekannter Kritiker gewesen war, hatte mich vor ungefähr einem Monat dasselbe gefragt.

Ich hatte ihr so ziemlich die gleiche unaufrichtige Antwort gegeben, und um mich zu ermutigen, hatte sie mit einem sanften Lächeln vorgeschlagen, daß wir beide versuchen sollten, einen Roman zu schreiben. Sie hätte nichts dagegen, es selbst einmal zu probieren, sagte sie. Lachend hatten wir einen Pakt geschlossen. Wir wollten sehen, wer zuerst fertig sein würde. Seitdem hatte ich versucht, ein paar Ideen zu sammeln, und mir war auch ein Anfang für das erste Kapitel eingefallen, getan hatte ich jedoch noch nichts.

Aber warum hatte mir Miss Murdoch diese Frage gestellt? Wahrscheinlich nur, um mir entgegenzukommen und mich dazu zu bringen, von mir zu reden, dachte ich, denn sie als Philosophin konnte sich kaum für dieses Thema interessieren, das lag doch auf der Hand. Wahrscheinlich las sie nie Romane, war viel zu beschäftigt mit höheren Dingen. Ich sagte etwas Abschätziges in dieser Richtung und wollte im nächsten Augenblick kaum meinen Ohren trauen. Miss Murdoch sagte, daß sie schon einen Roman geschrieben habe, der in Kürze erscheinen werde.

Ich war von Ehrfurcht und Bewunderung ganz überwältigt. Dieses ungewöhnliche Geschöpf hatte also wie beiläufig einen Roman geschrieben, ihn in den Pausen ihres bewegten Lebens, zwischen Unterricht und Philosophieren, sozusagen aus dem Ärmel geschüttelt. Wovon mochte er wohl handeln? Ich wagte es, sie danach zu fragen. «Sie dürfen es aber niemandem erzählen», sagte sie, indem sie anhielt und einen Fuß auf den Boden stellte. Sie sah mich voll an, und ihr Ton war leicht, aber auch sehr ernst. «Ich will nicht, daß es jemand anderes erfährt.»

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de